

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Samstag, den 10. November 1906.

21. Jahrgang

Nr. 263.



* Wiesbaden, 9. November 1906.

*** Kinder-Zwieback mit Seife.** Gegen Verfälschung von Zwieback durch einen Zusatz von Seife richtet sich eine neue Verfügung der Medizinalabteilung des Kultusministeriums. Es scheint daraus hervorzugehen, daß dieser Zusatz allgemein angewandt wird. Ein Kaufmann hatte „Sanitäts-Kinderzweiback-Extrakt“ als Zusatz zu dem von den Vätermeistern hergebrachten sogenannten holländischen Zwieback in den Handel gebracht. Das Extrakt bestand aus Sgrupp, Butter, Fett und 2 1/2 v. S. Seife. Auf die Auflage wegen Nahrungsmittelverfälschung machte der Angeklagte u. a. den noch merkwürdigen Einwand, daß der Seifenzusatz allgemein für zulässig erachtet und tatsächlich auch von allen Bäckern angewandt werde. Das Gericht verurteilte aber den Kaufmann wegen Nahrungsmittelverfälschung. Der Kaufmann hatte sogenannte Marceller Seife benutzt, die nach Angabe des Sachverständigen aus schlechten und zu Seifenzwecken nicht geeigneten Olivenölen hergestellt wird. Der Seifenzusatz soll offenbar zur Verbindung der verschiedenen Bestandteile dienen, anstelle der sonst verwendeten Eier. Das Urteil nimmt an, daß tatsächlich diese Unfälle im Kreise der Zwiebackbäcker herrschen. Die Medizinalabteilung bezeichnet mit Recht die Verfälschung als um so bedenklicher, als ein für die Ernährung der Kinder und insbesondere schwächlicher und kranker Kinder bestimmtes Nahrungsmittel, der Zwieback, mit einem Extrakt bereitet wird, dessen reklamatorische Bezeichnung „Sanitäts-Kinderzweiback-Extrakt“ in keiner Weise den Seifengehalt vermuten läßt. Da eine solche Verfälschung vielfach üblich sein soll, ohne zur Kenntnis der Behörden gelangt zu sein, so werden die mit der Ueberwachung des Lebensmittelverkehrs betrauten Stellen, insbesondere die öffentlichen Untersuchungsanstalten, auf diese bedenkliche Art der Nahrungsmittelverfälschung aufmerksam gemacht.

*** Wenn man zuviel Kinder hat.** Vor einigen Tagen wurde der Höchster Polizei ein kleines Mädchen als verlaufen gemeldet. Zufällig fand sich jemand, der den kleinen kennen wollte und angab, er gehöre der Familie M. in Nied. Die Polizei schickte daraufhin eine Frau mit dem Findling zu der betreffenden Familie, doch erklärte dort die Hausfrau, ihre Kinder seien alle daheim und der kleine gehe sie nichts an. Die Höchster Frau trat den Rückweg an, war aber kaum einige Hundert Schritte weit gegangen, als ihr die erwähnte Nieder Frau, die inzwischen die Häupter ihrer Lieben vorführte, doch noch einmal nachgesehen hatte, eilig nachgelaufen kam und sagte: „Seien Sie doch noch einmal her. — natürlich! — es ist ja unser Seppelchen!“ Und freudig begrüßte sie ihr verlaufenes Schäflein auf den Arm und eilte heim.

*** Chrysanthemum-Mor im Frankfurter Palmengarten.** Ein Ueberraschung für alle Besucher des Gartens ist ohne Zweifel die Umwandlung des Wasserpflanzenhauses (Nr. 4) in ein Schauhaus für den Chrysanthemum-Mor. Wo noch vor wenigen Tagen die Königin der Wasserpflanzen inmitten der Schar tropischer Kinder des feuchten Elementes thronte, wo schöne Nymphaeablüten das Auge entzückten und der süße Duft der Victoria regia-Blumen am Abend das Haus durchzog, da sehen wir heute ein Farbenbild von höchstem Reize. Die Vollblüte der Chrysanthemen hat begonnen und man hat geglaubt, sie nirgends besser zeigen zu können, als gerade in diesem Räume, der vermöge seiner Bauart zur Entfaltung eines effektvollen Blüten-schmuckes außerordentlich geeignet und dessen Lichtverhältnisse für die Farbenwirkung viel günstiger sind als in den anderen zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten. Was gärtnerische Kunst, was die Pflanze der Natur Eigenartiges hervorbringen kann, das scheint in diesen Blüten vereint zu sein; wir sehen schmale und breite, hängende und gerade stehende, einwärts und auswärts geträumte Petalen, bald sind diese schön regelmäßig geordnet, bald laufen sie wild und kraus durcheinander. Nur der Rundige weiß es, mit welchen Schwierigkeiten der Gärtner bei der Chrysanthemum-Kultur zu kämpfen hat, wie Bitterungs- und Temperaturverhältnisse oft schädigend wirken, welche Mühe die Bekämpfung der Feinde aus dem Pflanz- und Tierreich macht. Umso mehr ist es anzuerkennen, wenn im Palmengarten eine solche Mutterleistung gezeigt werden kann, besonders im Hinblick darauf, daß alles, was ausgestellt ist, im Garten selbst gezogen wurde. Da auch in den anderen Häusern immer Neues und Interessantes zu finden ist, wird sich gerade jetzt ein Besuch doppelt lohnen.

*** Refikentheater.** Heute Freitag beendet August Junfermann sein diesmaliges Gastspiel mit einer Wiederholung seines berühmten „Onkel Bräsig“. Am Samstag und Sonntagabend wird nach längerer Pause der beliebte Schwan „Zwei Wappen“ von Blumenthal und Kadelburg wieder in den Spielplan aufgenommen. In Hauptrollen sind beschäftigt die Damen Krause, Rappman, Mahler und die Herren Schulze, Hager, Bortol, Wiskelmb. Sonntag nachmittag wird auf vielseitigen Wunsch auswärtiger Theaterbesucher die Detektiv-Komödie „Sherlock Holmes“ zu halben Preisen gegeben.

*** Neben am Grabe sind strafbar.** Die Bitterfelder Polizei hatte 3 Personen mit einem Strafmandat von je 15 A. belegt, weil sie bei der Beerdigung eines Arbeiters am Grabe ohne Genehmigung des Geistlichen „Neben“ gehalten hatten. Der eine hatte gesagt: „Du hast gekämpft, wir kämpfen weiter!“ Der andere, ein Bruder des Verstorbenen: „Adieu, lieber Bruder, du bist dahingegangen, wo du nun die Freiheit hast! Da unten ist Ruhe!“ Der dritte hatte nur die Worte gesprochen: „Du hast gekämpft!“ Gegen die Polizeistrafe wurde die Entscheidung des Gerichts angerufen und das Schöffengericht in Bitterfeld sprach die Verurteilten frei. Hiermit war aber der Amtsanwalt nicht einverstanden. Er legte Berufung ein und hatte den Erfolg, daß die Strafkammer in Halle die Geldstrafen bestätigte, da die von den Angeklagten gebrachten Worte unter den Begriff der Rede fielen. Es wurde dabei auf eine Reichsgerichtsentcheidung hingewiesen, wonach die bei einem Begräbnis gesprochenen Worte: „Im Namen der Partei lege ich diesen Kranz nieder!“ als eine Rede zu betrachten seien.

*** Illus vollständiger Vorträge des Volksbildungsvereins.** Ueber „Rembrandt und seine Werke“ sprach Mittwochabend Herr Dr. Waldfischmidt von hier. Der beliebte Redner entwickelte ein vortreffliches Lebensbild des großen Meisters. In knappen, aber charakteristischen Zügen wußte er die wechselvollen Schicksale des Meistersohnes vor Augen zu führen, Schicksale, deren Stimmungsbilder sich in den verschiedenen Phasen der Rembrandtschen Kunst bemerkbar machen. Von der biographischen Schilderung ging Redner auf die Besprechung der Hauptwerke über, deren Vortragsform im Hinblick auf die gleichzeitige Ausführung der „Anatomie“ und der „Nachtwache“ mit Berken zeitgenössischer Künstler, der „Anatomie“ des Thomas de Mejer und ein Doelenstück des J. van der Velt. Hier wurde der starke Abstand, in dem Rembrandt sich zu seiner Zeit und Umgebung befand, wohl jedem ersichtlich. Die klare, leichtverständliche Form, in die Redner sein Thema zu heben wußte, darf als eine sehr glückliche bezeichnet werden. Der vortreffliche Vortrag, zu dem sich über 600 Personen eingefunden hatten, fand starken, anhaltenden Beifall.

*** Schauturnen.** Der Turnverein „Oberrealschule“ hielt Mittwoch nachmittag in der Turnhalle Oranienstraße ein Schauturnen ab, zu dem sich ein zahlreiches Publikum eingefunden hatte. Das reichhaltige Programm wickelte sich unter der leiblichen Leitung des Turnwartes Ernst Luckow und bei Musikbegleitung in der exaktesten Weise ab und stellte dem Eifer der ausübenden Mitglieder des Vereins das beste Zeugnis aus. Das Schauturnen bestand aus Freilebungen, Ringturnen an verschiedenen Geräten, Kärtturnen am Barren, Säbelübungen der Recktruppe, Mustertruppen am Reck, Contra-Rechten, Turnen am Pferd, Hahnentanz und Reulenschwingen und Gruppenstellen. Das Publikum gab seine Anerkennung für die trefflichen Leistungen durch reichen Beifall zu erkennen. Die ganze Veranstaltung bewies treffend, daß man im Turnverein Oberrealschule sehr wohl das Wort zu würdigen versteht: „Im gesunden Körper, ein gesunder Geist.“

*** Biengärtnerverein für Wiesbaden und Umgegend.** Die Monatsversammlung findet am 18. d. M. in der Rainer Bierhalle, Mauergasse, hier statt. Herr Bernwardt Ernst und Herr Galtmair Wendland werden über die Hauptversammlung des Rast. Vereins, welche in Wiesbaden stattfand, berichten.

*** Versammlung nationaler Vereine.** Am Montag, 12. Nov., abends 8 1/2 Uhr, findet die nächste Versammlung der hiesigen Ortsgruppen nationaler Vereine (Kolonial-, Flotten-, Osmariten-, Sprachverein, Alldeutscher Verband, Allg. deutscher Schützenverein zur Erhaltung des Deutschtums im Ausland) im Europäischen Hof statt. In derselben wird Herr Oberlehrer Koeller einen Vortrag über „Das Deutschtum in Brasilien“ halten. Gäste sind willkommen.

Vereins- und andere kleine Nachrichten.

1. Ständesverein ärztlich geprüfter Masseure, Krankenpfleger und Heilgehilfen (Masseurinnen, Krankenpflegerinnen und Heilgehilfinnen) Eingetragter Verein. Sektion des Bundes deutscher Krankenpfleger, Masseure und Heilgehilfen. Die jagungsgemäße Generalversammlung fand im Oktober im Vereinslokal „Union“ statt. Aus dem vom 1. Schriftführer Herrn Quendt erstatteten Jahresbericht: „Dient u. a. hervorgehoben zu sein, daß die Sektion Wiesbaden auch diesmal auf dem Kongress deutscher Krankenpfleger, Masseure und Heilgehilfen, welcher anfangs August in Stettin stattfand, mit einem Delegierten vertreten war und daß die gestellten Anträge seitens der Sektion Wiesbaden fast alle vom Kongress angenommen wurden. Von besonderem Interesse dürfte es sein, daß die anlässlich des Wiesbadener Kongresses gegründete Sterbeunterstützungskasse in Stettin weiter ausgebaut wurde. Die Sterbeunterstützungen werden fortan in folgender Weise geregelt: Der Bund zahlt nach 14jähriger Mitgliedschaft 100 A., nach 20jähriger Mitgliedschaft 150 A., nach 25jähriger Mitgliedschaft 200 A. Sterbeunterstützungen. Der Kassenbericht, von Herrn J. Michel erstattet, zeigt in Einnahmen und Ausgaben ein recht erfreuliches Bild. Als wichtigster Punkt der Tagesordnung war die Renouveau des Vorstandes. Da ein Mitglied des Vorstandes verstorben ist, andere durch Berufsgeschäfte verhindert sind, mußten einige Renouveau erfolgen. Als 1. Vorsitzender wurde Herr G. Weppeler einstimmig wiedergewählt. Renouveau wurden die Herren B. Sauer, 2. Vorst., J. Michel, 1. Schriftführer, A. Klein, 2. Schriftführer und Joh. Weber, Kassierer. In den Ehrenrat wurden folgende Herren gewählt: August Schuster, A. Hemes, Wilh. Vint und die Damen Frau Monborn und Frau Michel. Da hiermit die Tagesordnung ihre Erledigung gefunden, konnte die Versammlung gegen 7 1/2 Uhr abends geschlossen werden. Es dürfte im Interesse aller dem Verein noch fernstehenden Kollegen und Kolleginnen sein, der Vereinsversammlung beizutreten. Anmeldungen werden von dem derzeitigen Vorsitzenden G. Weppeler, Luisenstraße 5, jederzeit entgegen genommen.

Konzert des Scharf'schen Männerchors. Das Konzert, das der Scharf'sche Männerchor am letzten Sonntag hier veranstaltete, hatte eine solche Anziehungskraft ausgeübt, daß sich der große Saal des kath. Vereinshauses fast als zu klein erwies. Es kann aber auch mit Genugtuung konstatiert werden, daß die Leistungen des etwa 45 Mann starken Chores in allen Vorträgen musterhaft waren. Unbegrenztes Lob muß namentlich der deutlichen Aussprache und der feinen Akzentierung gezollt werden. Der Dirigent Herr A. Arnold und seine wadere Sängerkolonne können mit Recht stolz auf ihre prächtigen Leistungen sein. Auch die Zuhörer hielten mit ihrer Anerkennung nicht zurück, wie der nach jeder Nummer sich heuernde Beifall bewies. Ganz besonders gefiel der fein ausgearbeitete Chor: „Sandmännchen“ von Schaub, welcher einen durchschlagenden Erfolg erzielte. Der Verein hatte sich vorzugsweise Lieber Wiesbadener Komponisten ausgesucht und dadurch gezeigt, welche herrliche Auswahl wir darin haben. Es kamen außer dem Scharf'schen Chor: „Dem Rhein mein Lied“ nach Lieber von M. v. Wilm, Schaub, Spangenberg und Scharf zum Vortrag. — Als Solisten hatte der Verein den Kapellmeister Herrn Schaub und Herrn Hertel, Mitglied des städt. Opernsängers gewonnen. Herrn Schaub zu hören, ist immer eine Freude. Großen Beifall erntete er mit „Adeleide“ von Beethoven — ein feiner, seelenvoller Vortrag. Lieber mußte Herr Schaub bis zu seinem zweiten Liebesverzicht. Herr Hertel ist als Künstler bekannt; auch bei dieser Gelegenheit zeigte er sich durch sein herrliches Spiel als einen Meister seines Instruments. Die Klavierbegleitung hatte für den dienstlich verhinderten Herrn Kapellmeister Rother in dankenswerter Weise Jrl. Hertel übernommen. — Mit dem Konzert war eine besondere Feier verbunden. Nach Vortrag der weihnachtlichen Hymne von Beethoven: „Die Himmel rühmen“ mit Musikbegleitung hielt Fräulein Denner eine begeisterte Ansprache und überreichte eine von den Damen des Vereins gestiftete prächtige Weihnachtsgabe, welche der Vorsitzende, Herr Schneider, mit herzlichem Danke entgegennahm. Der sich an das Konzert anschließende Ball gab der ganzen Veranstaltung einen schönen Abschluß. Wir wünschen dem Vereine noch viele solche schöne Erfolge, wie er mit diesem Konzert erzielte.

Spezialaal.

Für diese Rubrik übernimmt die Redaktion dem Publikum keine Verantwortung.

Drei Beethoven'sche Symphonien im November.

Die Leitung der Symphoniekonzerte der Königl. Theaterkapelle hat für das Novemberkonzert drei Beethoven'sche Symphonien in Aussicht genommen. Das scheint mir denn doch des Guten etwas zu viel. Aus früheren Konzerten weiß ich, daß eine Anzahl Teilnehmer das Theater verließ, ehe die zweite vorgesehene Symphonie begann. Und nun gar drei! Das ist sowohl den Hörern als den Musikern zuviel zugemutet. Ich möchte darum die leitende Stelle dringend bitten — ich stehe nicht allein mit meiner Ansicht — eine Änderung des Programms vorzunehmen, selbst auf die Gefahr hin, daß dadurch eine Kürzung entsteht. Gar oft ist die Dauer der sonst so hervorragenden Konzerte ja doch schon zu lang.

Ein alter Abonnent.

Tel. Conrad H. Schiffer, 3046. Hofphotograph, jetzt Taunusstr. 24.

Unerreichte Auswahl
in
Trikottailen
nouveau Fasson, alle Größen;
Schulterkragen
Spezialität: Handarbeit;
Damen-Westen
einfarb'g u. bunt, vorzüglich sitzend;
Reformbeinkleidern
für Damen u. Kinder.
Beste Qualitäten. Billigste Preise.

L. Schwendk
Mühlgasse 11-13.

100 Kellner-Gräcke u. Gehörcke
in allen Größen, sowie einzelne Hosen und Westen, nur gute Ware aus allerersten Hüften, kaufen Sie gut und billig — Ansehen geklärt. — 234
Altefeste, Schwalbacherstr. 30, 1.



Gute, billige Suppen

Man verlange ausdrücklich **MAGGI'S Suppen** mit dem „Kreuzstern“.

bereitet man in kürzester Zeit und ohne weiteren Zusatz als Wasser

mit **MAGGI'S Suppen** Schutzmarke Kreuzstern.

Besser als alle anderen.

7/240



Nr. 262.

Samstag, den 10. November 1906.

21. Jahrgang.

«Die Hausmeisterische».

Von E. Kohl-Wild.

(Nachdruck verboten.)

Professor Ludwig Werner rüstete sich zur Abreise. Er wollte seine Ferien diesmal in Wien zubringen. Man konnte indessen nicht behaupten, daß er dieser Reise mit absonderlichem Vergnügen entgegen sah. Werner war trotz seiner sechsunddreißig Jahre immer noch ein Mutterjüngchen. Als Kind sehr kränklich, war er von den Eltern verhätschelt und verzärtelt worden, nur seinen guten Naturanlagen hatte er es zu verdanken, daß aus dem verwöhnten Knaben kein unausstehlicher Mann geworden.

Im Gegenteil! Professor Werner war im Umgange mit Fremden von einer geradezu beispiellosen Schüchternheit — er wollte nirgends anstoßen, Allen recht tun und da dies bekanntlich eine sehr schwierige Sache ist, passierte es ihm häufig, daß man hinter seinem Rücken lächelnd die Achseln zuckte, und ihn einen Sonderling nannte.

Die jungen Mädchen fischerten und stießen sich leise an, wenn sie ihn sahen, denn seine Artigkeiten schmeckten nach Ratheder, wie sie behaupteten. Trotz seiner hübschen Erscheinung, seiner angesehenen Stellung und seiner Wohlhabenheit verschmähten es sogar die Mütter heiratsfähiger Töchter, nach ihm zu angehen, „denn es lohnte sich nicht der Mühe!“ Zu einem Heiratsantrage hätte man ihn doch nicht gebracht.

Frau Werner war Witwe geworden, als ihr Sohn Ludwig gerade seine Studien beendet hatte.

Obgleich sie noch ein zweites Kind, ein munteres Töchterchen besaß, sah sie doch nur in ihrem Ludwig ihren einzigen Trost.

Mit seinem weichen, guten Herzen war er ihr wohl ein Trost, aber leider keine Stütze, denn von dem praktischen Leben verstand der gute Ludwig so viel wie nichts.

Ein fleißiger Student, wurde er ein gewissenhafter, pflichtgetreuer Lehrer; allein seine ganze Weisheit schöpfte er nur aus den Büchern; das eigentliche Leben blieb ihm fremd.

Zu spät empfand Frau Werner, was sie durch ihre über große Liebe an dem Sohne gesündigt.

Noch hoffte sie, daß eine resolute, heitere Frau ihn aus seinem Scheindasein in die reelle Wirklichkeit führen könnte, denn sie selbst fühlte sich zu schwach dazu, das Versäumte nachzuholen. Aber Ludwig Werner war unempfindlich für die Liebe, besonders seit er an einem geschichtlichen Werke zu arbeiten begonnen, existierte außer seiner Mutter keine andere Frau für ihn.

Frau Werner hatte ihre Tochter glücklich verheiratet; sie war auch schon Großmutter geworden und ganz selig in ihrer neuen Würde. Wie gerne wäre sie für eine Zeit zu ihrer Tochter gegangen, allein sie fürchtete sich, „ihren Ludwig“ allein zu lassen.

Durch Vermittelung eines Freundes war es dem Professor gelungen, für seine Studienzwecke die Bücher der Wiener kaiserlichen Bibliothek benutzen zu dürfen, natürlich an Ort und Stelle selbst und deshalb opferte Ludwig Werner die gewohnte Erholungsreise in die Berge, um die Fahrt nach Wien anzutreten — selbstverständlich in Begleitung der Mutter, denn wie hätte die

alte Dame „ihren Ludwig“ allein reisen lassen können! Da traf ein unerwarteter Besuch ein, Frau Anna Lenz aus Wien.

Frau Werner und Frau Lenz waren als Mädchen intime Freundinnen gewesen; Anna verheiratete sich nach Wien, und der Verkehr beschränkte sich von da ab auf seltene Briefe — ganz erlosch die Korrespondenz jedoch nicht.

Auch Frau Lenz war Witwe geworden; sie schrieb, sie habe ein nettes kleines Haus in einer ruhigen Vorstadt gekauft, dort lebe sie nun friedlich, aber nicht einsam, denn sie liebe die Geselligkeit und habe häufig Besuch bei sich.

Schon oft hatte sie ihre Freundin eingeladen, zu ihr nach Wien zu kommen, und als sie nun mit ihrer gemüthlichen, so anheimelnden Fröhlichkeit gleich einer Bombe ins Zimmer platzte, rief sie: „Wenn der Prophet nicht zum Berge kommt, muß der Berg zum Propheten kommen. Da bin ich! Kennst du noch die Anna, „die blonde, dicke Anna,“ wie sie im Institut zu mir sagten?“

Mit einem Freudenrufe umarmte Frau Werner ihre Freundin.

„Wie schade,“ bemerkte sie, nachdem sie sich gründlich ausgesprochen hatten und Frau Lenz erzählte, sie wolle nach kurzem Aufenthalte bei ihrer Freundin ein deutsches Seebad besuchen — „wie schade, und wir reisen binnen acht Tagen nach Wien. Mein Sohn geht Studienzwecke halber hin.“

„Mußt Du denn mit?“ fragte Frau Anna; „Wien ist im Sommer nicht sehr angenehm und da Dein Sohn beschäftigt ist, bist Du ganz auf Dich allein angewiesen. Geh doch lieber unterdessen zu Deiner Tochter Emma; sie würde sich gewiß freuen, ihre Mutter für längere Zeit bei sich zu haben.“

Frau Werner seufzte.

„Ach, ich möchte ja so gerne! Ich kenne mein Enkelchen noch gar nicht. Aber „mein Ludwig“, ich kann ihn doch nicht allein reisen lassen.“

„Natürlich, das kleine Bubi,“ spottete Frau Lenz lachend. „Geh, der ist vielleicht froh, wenn Du nicht mit bist!“

Frau Werner hob beleidigt den Kopf.

„Ludwig kann ohne mich nicht sein,“ erklärte sie im bestimmten Tone.

„Ja, weshalb denn nicht? Ein Mann in seinem Alter, der schon längst verheiratet sein sollte!“

„Ich wäre ganz zufrieden, wenn ich eine gute Frau für ihn fände; aber mein Ludwig ist kein Damenfreund, er wird sich nie verlieben!“

„Na, na, na! So arg wird's nicht sein! Er hat eben noch keine Gelegenheit dazu gehabt. Schau, da wär' es eben recht gut, wenn er allein nach Wien ging! So eine feiche Wienerin, mit'm Herzen am rechten Fleck — es gibt auch sehr gute Hausfrau'n d'runter — laß ihn nur allein fort.“

„Ja, aber das Gasthausleben,“ wandte Frau Werner ein, „so ganz allein im Hotel würde sich mein Ludwig sehr unbehaglich fühlen.“

„Ins Gasthaus muß er nicht. Er kann bei mir wohnen. Ich hab' den ganzen ersten Stock leer, da ich ihn allein bewohne. Ein hübsches Fremdenzimmer steht immer bereit. Meine Hausmeisterleut' sind sehr anständige Menschen; die werden für Deinen Ludwig sorgen — sie haben eine Tochter, ein älteres Mädchen, die kann ihm aufräumen und auch kochen, wenn er will — so, das war' abgemacht, ich dulde keine Widerred'. Dem Ludwig wohnt bei mir.“

Frau Lenz mit ihrem heiteren Lachen, ihrer gutmütigen Bereitschaft hatte alle Einreden von Mutter und Sohn bald widerlegt.

Es war also eine festbeschlossene Sache, daß Professor Werner allein nach Wien reisen sollte.

Ungstlich und vorsichtig, wie immer, erkundigte er sich genau nach allen Wiener Sitten und Gewohnheiten, um keinen Verstoß zu begehen.

Frau Lenz erteilte ihm bereitwillig Auskunft.

„Wir Wiener sind höfliche Leut' und adeln einen Jeden, der einen besseren Rock anhat,“ sagte sie lachend — „also immer hübsch Herr „von“ sagen, Herr Professor! den Damen natürlich gnädige Frau, bei den Fräuleins können's das gnädig weglassen. Im Gasthaus müssen's recht laut „zahlen“ schreien — sonst hört sie der Zofstallner nicht. Der ist noch nicht Herr „von“ bei uns, obschon er immer einen Grad anhat — der Bub, der's Bier bringt, heißt Piccolo, und der Mann, der Ihnen das Essen hinstellt, das ist der Speisenträger. Das Geld nimmt unter allen Umständen der Zofstallner; Trinkgeld aber nehmen alle drei. Uebrigens müssen Sie gar nicht ins Gasthaus gehen, die Hausmeisterische kann Ihnen das alles besorgen.“

„Die Hausmeisterische?“ fragte Professor Werner etwas unsicher.

„Na ja, die Tochter vom Hausmeister heißt bei uns die Hausmeisterische,“ erklärte Frau Lenz; ich bin noch vom guten alten Schlag und sag' „Hausmeister“; Leut', die nobel sein wollen, sagen „Hausbesorger oder Portier,“ der Hausmeister selber aber glaubt, er ist der Hausinspektor und tyrannisiert die Parteien. Mein Hausmeister aber nicht, denn das tät' ich nicht ausgehen — übrigens hab' ich nur eine Partei, einen pensionierten Beamten mit seiner Tochter; aber die gehen im Sommer auch aufs Land; Sie werden also Alleinherrscher im Hause sein.“

Der Professor senkte resigniert das Haupt.

Zum Alleinherrscher war er nicht geboren — auch fühlte er sich noch über so manches im Unklaren; aber er wagte nicht weiter zu forschen, aus Furcht, lästig zu fallen.

Am bestimmten Tage zur bestimmten Stunde reiste er ab — und selbstamerweise verlief die Fahrt ganz glücklich ohne jeden Zwischenfall.

Ein Einspänner brachte den Professor an das Haus, das für sechs Wochen seine Heimat sein sollte.

Ludwig Werner lohnte den Kutscher ab, nahm seinen Handkoffer in Empfang und brückte an den elektrischen Knopf, denn das Haustor war verschlossen.

Drinne ertönte der laute Ruf einer weiblichen Stimme: „Nessas na, bös wird der Herr Profess'r sein und i bin no nit fertig.“

Eine andere sehr wohlklingende Frauenstimme antwortete: „Lassen Sie sich Zeit“ — gleich darauf wurde die Thür geöffnet, und Werner stand einem sehr hübschen, weiblichen Wesen gegenüber, das ein sehr nettes Hauskleid und ein weißes Lätzchen über der Brust trug. War das die Tochter des Hausmeisters, das ältere Mädchen, das ihm kochen und aufräumen sollte?

Ganz verblüfft starrte der Professor das Mädchen an.

Aus dem runden, rosigen Gesicht lachten ihn schelmische, braune Augen an, um den kleinen, hübschgeformten Mund zuckte ein kaum verhaltenes Spottlächeln.

Werner mochte in seiner Bewunderung wohl gar zu komisch aussehen!

Dieser demütigende Gedanke rief seine ganze Mut mach. Leicht den Hut lüftend, sagte er: „Ich bin Professor Ludwig Werner — meine Ankunft wurde Ihnen angekündigt.“

„Ja wohl, es ist auch alles bereit,“ lautete die freundliche Antwort.

Durch seinen Erfolg kühner gemacht, fuhr Werner fort: „Sie sind wohl die Hausmeisterische? Frau Lenz hat mir gesagt, Sie würden mir die Wirtschaft besorgen.“

Um den Mund des Mädchens zuckte es, zwei tiefe, allerliebste Grübchen zeigten sich in der linken Wange; mit halblauter Stimme murmelte sie nach einer kleinen Pause: „Alles soll zur Zufriedenheit getan werden. Wollen Sie sich nur mit mir hinauf bemühen. Bitte, den Koffer nur stehen lassen,“ fügte sie hinzu, als Werner seinen Handkoffer wieder aufnahm.

Gehorsam setzte er das Gepäckstück nieder und folgte seiner Führerin.

„Für eine Hausmeisterische hat sie merkwürdig viel Schliff; ich werde ihr „Fräulein“ sagen müssen,“ dachte er bei sich — „wie heißen Sie?“ fragte er plötzlich und wurde dann ganz verlegen über die ihm wider Willen entschlüpfte Frage.

„Lori.“

Ein hübscher Name und wie gut er zu der frischen Anmut seiner Trägerin paßte!

Das für Werner bestimmte Zimmer war licht, geräumig und bequem möbliert — zwar weder stilgerecht noch modern, aber ein Hauch des Behagens lag über den alten, soliden Einrichtungsstücken; der große, altertümliche Schreibtisch lud förmlich zur Arbeit ein — der große Strauß dunkelroter Rosen, der auf dem Mittelstisch stand, verbreitete einen köstlichen Geruch, und die Strahlen der scheibenden Abendsonne warfen noch einige helle Lichter über den bunten Fußteppich.

Die Hausmeisterische öffnete geschäftig eine Nebentüre.

„Hier ist das Schlafkabinett,“ erklärte sie, „auch der Toiletentisch steht schon bereit. Wünschen der Herr Professor ein Nachtmahl, oder gehen Sie ins Gasthaus?“

„Ich möchte lieber daheim bleiben,“ äußerte er schüchtern, „es ist so gemüthlich hier — etwas kalte Küche und eine Flasche Wein werden Sie mir wohl besorgen können, Fräulein Lori.“

„Gewiß,“ versicherte die Hausmeisterische höflich — „so, da ist auch schon Ihr Koffer, Herr Professor.“

Eine kleine rundliche Gestalt wälzte sich zur Türe hinein.

Aus dem dicken, gutmütigen Gesichte blickten ihn ihre Augen neugierig an.

„Küss' d' Hand, Herr Profess'r, wir wer'n schon all's tun, um Sie zufrieden zu stell'n,“ sagte die kleine, dicke Person in devotem Tone, i bin die Hausmeisterin der Frau v. Lenz. Die gnä Frau Lat mir's in ihren Brief auf die Seel' bunden, i möcht' nur auf Sie schau'n — i hoff', Sie wer'n zufrieden sein.“

„O gewiß,“ versetzte Werner zerstreut — er stellte Vergleiche zwischen Mutter und Tochter an, und war entsetzt, daß die hübsche, nette Lori eine solche Mutter besaß. Gutherzig mochte ja die Frau sein, aber aus diesem dicken, starkgeröteten Gesichte, das zwei graumelierte Scheitel einsackten, die sich auf dem Hinterkopfe in ein kümmerliches, mit einem plumpen Kamm aufgestecktes Böpschen vereinigten, sprach nicht weniger als Intelligenz — woher hatte nur die Tochter die feinere Art?

Lori war mit ihrer Mutter verschwunden, ehe noch der Professor zur Besinnung gekommen.

Nach einer halben Stunde erschien die Hausmeisterin, bedeckte den Tisch und stellte eine appetitlich hergerichtete Schüssel mit kalten Fleischspeisen auf.

Ludwig Werner ließ es sich vortrefflich schmecken, ja, er trank sogar die ganze Flasche Wein leer — er, der sonst die Mäßigkeit selbst war; dafür rächte sich der gold'ne Nebenast, denn statt von seinem geschichtlichen zu träumen, sah Ludwig Werner die ganze Nacht das runde, rosige Gesicht der Hausmeisterischen vor sich — es war zu toll — solch' dumme Träume hatte er nie gehabt! Den Morgenlaffee kredenzte ihm die Mutter; die Tochter sah er nur flüchtig im Hausgange, als er später ausging.

In sein Zimmer kam Lori überhaupt nicht mehr, wenigstens so lange nicht, als er daheim war. Aber er spürte förmlich ihre Gegenwart, denn der dicken, guten, alten Frau Huber war es doch nicht zuzutrauen, daß sie ihm jeden Tag einen frischen Blumenstrauß ins Zimmer stellte und seine Schriften nach dem Abstauben wieder fein säuberlich auf dieselbe Stelle legte.

Seine Mahlzeiten brachte ihm immer Frau Huber.

Sie hatte ihre anfängliche Scheu abgelegt und zeigte sich sehr gesprächig. Ihr Mann war Bureaudiener und kam immer erst am Abend heim. Frau Huber war mit ihm sonst ganz zufrieden, nur das Eine tadelte sie, daß er mit Leib und Seele „Veteran“ war.

„A neu Uniform hat er si' a machen lassen,“ erzählte sie ganz entrüstet, „und bei jeder Leich' will er mitmarschier'n. I bin nur froh, daß d' Veteranen tan Sabel trag'n dürfen, sunst war's gar nit aus'halt'n mit dem Mann. Wissen's Herr Profess'r, was er immer zu mir sagt, wann i über d' Veteranen schimpf'?“

„Dass geh'n, Alie,“ sagt er, „wann d' stirbst, kriegst do a schöne Leich', da marschieren alle meine Freund' mit.“ Aber sunst kummt i nit über ihn klag'n, er is do a ganz rarer Mann.“

Ueber die Tochter ließ sich Frau Huber nie aus, so oft auch Werner das Gespräch auf die hübsche Lori brachte.

„No ja, no ja, s' is a saubers Ding und a brav's Mädel,“ das war alles, was sie über ihr Fleisch und Blut verlauten ließ, und doch hätte sie berechtigte Ursache gehabt, auf ihre Tochter stolz zu sein.

Im übrigen fühlte sich Professor Werner sehr wohl in Wien; er arbeitete fleißig, machte zuweilen einen Ausflug in die hübsche Umgebung und sandte seiner Mutter ganz begeisterte Berichte über die lustige Kaiserstadt.

An einem heißen Nachmittage hatte er einen Ausflug nach dem lieblichen Birtlerdorf unternommen. Auf dem Rückwege zur Bahnstation überraschte ihn ein Platzregen und arg durchnäßt kam er beim Bahnhofe an.

Wie groß war sein Erstaunen und seine Freude, als er hier Fräulein Lori traf! Fast hätte er der Hausmeisterischen freundlich die Hände geschüttelt. Sie sah aber auch ungemein hübsch und fein aus in dem duftigen Sommerkleide mit dem rosenge schmückten Hüthen auf dem braunen Haar.

„Fräulein Lori, wie kommen Sie hierher?“ rief er mit aufleuchtenden Blicken.

„Ich habe eine Freundin besucht, die hier wohnt, und warte hier auf den Stadtbahnzug,“ berichtete sie erröthend.

Zu Werners Befriedigung ließ der Zug sehr lange auf sich warten; es plauderte sich so hübsch in der dämmerigen, schlecht gelüfteten Wartehalle — langsam und eintönig schlugen die Regentropfen an die Scheiben, denn der Platzregen hatte sich in einen ausgiebigen Landregen verwandelt.

Draußen in der Natur war alles grau und düster; für Werner dagegen ging die Sonne hell und leuchtend auf.

Ein ganz eigenes Gefühl packte ihn, wenn er in Loris klare Augen sah, ihre frische Stimme hörte. Ein früher Taumel hielt ihn umfangen und ließ keine weitere Ueberlegung in ihm aufkommen.

Freilich, als er sich dann in seinem Zimmer allein befand, da kamen ihm die bösen, nörgelnden Gedanken. Sie war doch nur „eine Hausmeisterische“, und ihre Eltern, wenn sie auch ganz rechtschaffene Leute sein mochten — nein — nein, es war unmöglich, es ging nicht!

Und doch! Lori gefiel ihm so gut, wie noch keine — sie war klug, gebildet; jedenfalls hatte man ihr eine Erziehung über ihren Stand zuteil werden lassen — weshalb sollte er sich durch ein törichtes Vorurteil sein Glück verkümmern? Und glücklich konnte er doch nur mit Lori sein.

Der Professor verbrachte eine schlaflose Nacht; er begann zu fiebern, sein Puls ging ungleich und heftig. Nicht allein die Liebe war schuld daran, sondern ein heftiger Schnupfen, der sich jetzt höchst prosaisch geltend machte.

Als Frau Huber das Frühstück brachte, erschraf sie über Werners Aussehen. Sie wollte den Arzt holen, aber davon wollte der Professor nichts wissen.

Da er sich zu unwohl fühlte, um auszugehen, beschloß er, daheim zu arbeiten, aber die Lust und auch die Gedanken fehlten ihm.

Mühselos schritt er in seinem Zimmer auf und ab — er hatte jetzt für nichts anderes Sinn, als für die hübsche Lori. Er wollte seiner Mutter schreiben, ihr offen alles berichten, sie um Rat bitten. — Doch nein, das war eine Sache, die er nur mit sich selbst auszumachen hatte — und er war entschlossen, schnödes Vorurteil sollte ihm nicht sein Lebensglück rauben.

Am Nachmittag machte er sorgfältig Toilette; er sah noch immer bleich aus, auch seine Nase war rot und etwas geschwollen; aber in seiner Ungeduld achtete Werner nicht darauf. Er wollte mit Lori sprechen, sich vorher überzeugen, ob sie ihm ein wenig gut sein könnte — das andere fand sich schon nachher.

Altpendenden Herzens stieg der Professor die Treppe hinab; er war noch nie in der Hausmeisterwohnung gewesen. Forschend blickte er um sich — da — die letzte Thür stand halb offen — Mut gefaßt, vorwärts!

Kühn trat er ein; er stand in einem kleinen, sehr nett gehaltenen Vorraume — es sah hier viel zu hübsch aus für eine Hausmeisterwohnung.

Sollte er sich geirrt haben und in die Wohnung des Herrn Sturm geraten sein, der einzigen Partei der Frau Lenz. Aber man hatte ihm doch erzählt, Vater und Tochter seien verreist.

Doch Werners Mut kannte heute keine Grenzen — lähn drang er vorwärts — allein, ehe er noch die nächste Thür öffnen konnte, trat Lori über deren Schwelle.

„Herr Professor, Sie hier?“

Er wurde etwas verwirrt.

„Gewiß bin ich in eine fremde Stube geraten,“ stammelte er.

„Sie sind hier bei Herrn Sturm.“

„Er ist doch mit seiner Tochter verreist.“

„Das heißt er, die Tochter blieb zurück, und die Tochter bin ich.“

„Lori!“

Sie senkte verlegen den Blick.

„Vergeben Sie die Täuschung,“ bat sie — „als Sie mich damals für „die Hausmeisterische“ hielten, machte ich mir einen Scherz daraus. Sie nicht zu enttäuschen. Verzeihen Sie mir!“

„Verzeihen! Lori, Du süßes Mädchen Du machst mich überglücklich.“

Wachte der Himmel wissen, wie es gekommen; Tatsache war, daß Professor Werner Lori in seinen Armen hielt und mit großem Eifer die ersten Küsse auf ihren hübschen Mund drückte.

Ein erstauntes: „Jessas, na!“ ließ beide auseinanderfahren. Eine kleine, rundliche Gestalt, das verjüngte Ebenbild Frau Hubers, stand da, und starrte das Liebespaar mit offenem Munde an.

Lächelnd und erröthend neigte sich Lori zu dem Professor: „das ist Papi Huber, die Hausmeisterische,“ flüsterte sie schelmisch.

— Ende —

Auflösung des Nebels aus gestriger Nummer:
Wohl überlegt ist halb getan.

Denkspruch.

Gleichwie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen;
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wenn neu auslebet der Frühling:
So der Menschen Geschlecht, dies wächst und jenes verschwindet.

Homer.

Die Freundin meiner Kindheit.

Von J. S. Winter aus dem Englischen.

Deutsch von C. Spiegel.

Autorisierte Uebersetzung.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Eines Nachmittags nach außergewöhnlich schwüllem Wetter erhob sich der Wind, und gegen Abend wurde es kühl und frostig. „Es wird wirklich ganz kalt,“ rief Una, die gerade ein Spiel Tennis beendet hatte und sich in einen großen Korbsessel neben mich warf. „Jack, sei ein lieber Junge, gehe ins Haus und laß dir von Watson eine Jacke für mich geben.“

Ich entsprach ihrem Wunsche und kehrte nach einigen Minuten mit einem dünnen, blauen Tuchjäckchen unter dem Arm zu ihr zurück.

„Das alte Ding hätte die Watson auch nicht zu geben brauchen,“ lachte sie und streckte die Arme aus, damit ich es ihr anziehen konnte. „Ich habe es seit ewigen Zeiten nicht getragen. Immerhin ist's besser, als gar nichts.“ Sie lehnte sich bequem in ihren Sessel zurück und steckte die Hände in die Taschen des Jäckchens. Während wir uns scherzend unterhielten, zog sie aus demselben einen Brief hervor, den sie mit erstauntem Gesicht betrachtete.

„Großer Gott, Jack!“ sagte sie mit erregter Stimme.

„Was ist los?“ fragte ich.

„O Jack, was habe ich getan! O Jack, was soll ich tun? Das ist ja der Brief, den mir Myra vor mehr als einem Jahre für Mr. Dumbarton gab.“

„Schicke ihn sofort ab. Du kannst dir durch den Dekan seine Adresse mit Beichtigkeit verschaffen. Sage ihr nichts, aber schreibe an ihn und erkläre ihm, wie alles geschah.“

„Es ist umsonst, Jack,“ sagte sie mit nahezu verzweifelter Stimme. „Ich habe vor einer Woche Marich Dumbartons Verlobung in der Zeitung gelesen.“

Zehn Jahre waren vergangen. Una Dayne war fast ebenso lange verheiratet, und Marich Dumbarton hatte sich einen Monat später vermählt. Ich lernte in der Zwischenzeit meine liebe Helene kennen, und wir schlugen unsern Wohnsitz in einem kleinen altmodischen Seestädtchen auf. Zur damaligen Zeit machten wir uns nicht viel aus Besuchen, wir lebten fast nur uns selbst und unserm jungen Glück. Meine Freude war aber dennoch groß, als ich plötzlich meine alte Freundin Myra Dayne ganz unerwartet wiedertraf. Sie lebte jetzt von einer kleinen Rente, die Eltern waren gestorben, und verbrachte ihre meiste Zeit bei ihren verheirateten Brüdern und Schwestern. Alle, bis auf Myra, hatten sich eine eigene Häuslichkeit gegründet. Wir begegneten uns wie gute, alte Freunde, die stets Freunde waren und nichts anderes, mit tausend: „Erinnerst du dich noch? Hast du vergessen?“ — mit warmem Händedruck und ungetrübtem Vergnügen.

„Du mußt zu uns kommen und eine Zeitlang bei uns bleiben,“ sagte ich, nachdem Helene und sie sich kennen gelernt hatten. Meine Frau kannte ihre Geschichte und wiederholte die Einladung mit solcher Herzlichkeit, daß Myra dieselbe sofort annahm.

Wir wohnten dicht am Strand, in einem schönen,

geräumigen Erkerhaus. Während der glühend heißen Augusttage saßen wir fast immer in unseren Deckstühlen auf den hölzernen Balkons, die rings um das Gebäude liefen und volle Aussicht auf das Meer gewährten. Wir bildeten und redeten uns dann ein, daß wir über eine tropische See dahinsegelten.

Eines Morgens schlenderte ich langsam die Hauptstraße des Ortes hinunter. Ein Herr kam mir entgegen, dessen Züge mir nicht ganz fremd erschienen. Er trug einen blauen Cheviotanzug und die Schirmmütze eines Seefahrers. Wir sahen uns gegenseitig prüfend an. „Wie geht es Ihnen?“ fragte er. „Ich muß Sie schon irgendwo getroffen haben, Ihr Gesicht kommt mir bekannt vor; ich kann mich aber nicht entsinnen, wo ich es hinzutun habe.“

„Das glaube ich Ihnen gern,“ erwiderte ich, „als wir uns vor Jahren kennen lernten, war ich noch ein ganz junger Mensch, und Sie schienen anderweitig stark beschäftigt.“

„Wo war das?“ Er sah mich mit forschendem Ausdruck an.

„Vor mehr als elf Jahren in D. . . — Wir trafen uns — wir trafen uns bei Daynes.“

„Ja, ich erinnere mich jetzt.“ Seine Stimme hatte einen schmerzlichen Klang angenommen, der mir zeigte, daß er noch nicht vergessen hatte.

„Haben Sie Ihre Frau bei sich?“

„Meine Frau ist vor sieben Jahren gestorben.“

„Ah, das wußte ich nicht. Hören Sie —“ ich legte meinen Arm in den seinen und ging langsam mit ihm die Straße zurück — „hören Sie, Dumbarton, ich muß Ihnen etwas sagen. Verzeihen Sie mir, wenn ich mich geirrt habe — aber — Miß Dayne ist eben zu Besuch bei uns hier.“

„Hier?“ Der Ton war unglaublich, der Schmerz in seiner Stimme intensiv.

„Mein lieber Freund,“ sagte er einen Augenblick später, nach Fassung ringend, „was macht Sie glauben, daß ich ein besonderes Interesse für Miß Dayne habe?“

„Nun, jedenfalls haben Sie es gehabt,“ platzte ich ziemlich unziert heraus; „ich habe Ihnen etwas mitzuteilen. Vielleicht hilft es Ihnen, die Vergangenheit besser zu verstehen. Sie haben an Miß Dayne geschrieben?“

„Ja!“

„Sie erhielten keine Antwort!“

„Keine!“

„Aber sie hat Ihre Zeilen dennoch erwidert. Nur wurde der Brief nie abgeschickt — Ihre Schwester fand ihn ein Jahr später in der Tasche einer Jacke, in welche sie ihn hineingesteckt und vergessen hatte.“

„Barmherziger Gott!“ murmelte er tonlos. Einen Augenblick herrschte Totenstille zwischen uns. „Und Myra?“

„Myra weiß nichts. Myra glaubt, — ich weiß nicht, was sie glaubt, mein lieber Freund — aber sie ist noch immer Myra Dayne. Meinen Sie nicht, daß es am besten wäre, wenn Sie jetzt mit mir nach Hause gingen und von ihr selbst hörten, was sie zu sagen hat?“

Er wandte sich um und sah mich an. Sein gebräuntes Gesicht war tief erbläßt und bebte vor Aufregung. „Winter, sind Sie Ihrer Sache auch sicher?“

„Ich war dabei, als Una Dayne den Brief fand,“ sagte ich einfach.

„Und Myra weiß nichts?“

„Ich bin davon überzeugt. Una war viel zu feige, um ihre unheilvolle Vergesslichkeit einzugestehen — und dann hatte Ihre Verlobung eine Woche vorher in der Zeitung gestanden. Es hätte keinen Zweck gehabt, Myra die Wahrheit zu sagen, um sie dann noch unglücklicher zu machen.“

„Nein, nein! Welch ein Narr bin ich gewesen! Ich habe mich verheiratet — meine Frau ist tot. Ich tat mein Möglichstes, um ihr ein guter Gatte zu sein — aber ich nahm sie nur, weil ich Myras Andenken aus meiner Erinnerung tilgen wollte. Kommen Sie, ich gehe mit Ihnen.“

Ich brachte ihn ihr nicht plötzlich vor die Augen. Ich führte ihn in meine Höhle, einen kleinen Raum hinter dem Wohnzimmer, und dann ging ich hinauf und teilte Helene mit, daß ihre Gegenwart unten gewünscht werde.

„Es will dich jemand geschäftlich sprechen,“ und leise raunte ich ihr zu: „Geh hinaus, geh hinaus, ich komme gleich nach.“

Einen Augenblick stand ich schweigend neben ihr auf dem geräumigen Balkon. „An was denkst du, Myra?“

Sie sah mich träumerisch an. „An was ich denke, Jack? Ich weiß es selbst nicht. Ich schaute hinaus auf die silbernen Wogen und betrachtete jene liebliche Nacht. Gleich sie nicht einem Vorboten des Friedens, der Freude und des Glückes?“

Die Kehle war mir wie zugeschnürt — ich schämte mich nicht, es einzugestehen.

„Myra,“ sagte ich endlich, als ich mich meiner Stimme wieder sicher fühlte, „wir zwei waren stets die besten Freunde!“

„Stets, Jack!“

„Ich weiß etwas aus deiner Vergangenheit — jemand kommt und will dich sehen. Ich bitte dich, sei so mutig wie du kannst.“

Es war sehr dumm, es war sehr ungeschickt angefangen, aber ich gelangte aus dem Zimmer und holte ihn aus seinem Versteck hervor. „Gehen Sie hinaus, sie ist oben auf dem Balkon.“

Wie sie sich verständigt haben, ich weiß es nicht. Ich ging eine Stunde später mit Helene hinaus — und alles war aus!



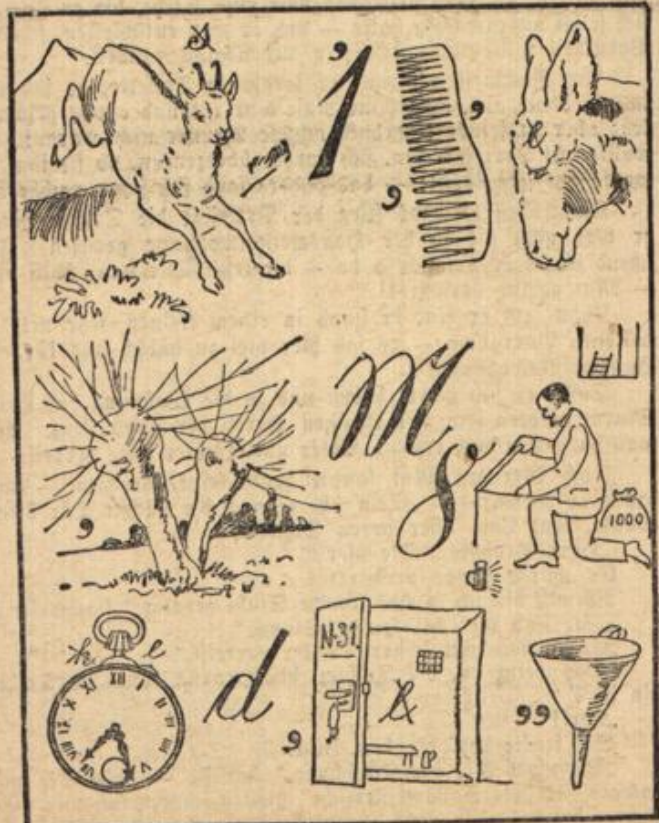
1600 Mark für einen Hund. 1600 Mark, ein Rekordpreis für einen Hund, der nie ausgestellt worden ist, wurden in England für eine Bulldogge, Royal Stone, gegeben. Der bisherige Besitzer dieser schönen Bulldogge ist der Präsident der „Londoner Bulldoggen-Gesellschaft“. Schon der Vater und Großvater dieser teuren Bulldogge gewannen bei allen Ausstellungen Preise.



Humor.

Herr Braun: „Was halten Sie von Herrn Grün? Glauben Sie, daß der imstande ist, einen Freund zu täuschen?“

Herr Schwarz: „O nein! Denn keiner seiner Freunde glaubt ein Wort von dem, was er sagt.“



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)